

Zeitschrift: Das Schweizerische Rote Kreuz
Herausgeber: Schweizerisches Rotes Kreuz
Band: 58 (1949)
Heft: 11-12

Artikel: Der Menschenpferch
Autor: Arnet, Edwin
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-975849>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

DER MENSCHENPFERCH

VON EDWIN ARNET

In einem Kreis von Politikern und Volkswirtschaftlern sprachen wir über das Flüchtlingsproblem in Bayern. Welch ein Problem! Eine Bevölkerung von 9,3 Millionen Einwohnern muss eine zusätzliche Flüchtlingsschicht von zwei Millionen schlucken. Flüchtlinge drängen in ein Land, das selber durch den Krieg eine Million seiner Wohnräume verloren hat. Man diskutierte, und das Gespräch bewegte sich ganz in der Atmosphäre volkswirtschaftlicher und politischer Ueberlegungen. Als ich dann die Flüchtlingslager in Bayern besuchte, stand ich mitten in einer Wirklichkeit, die ich mir so nicht vorgestellt hatte. Und ich sah hinter dem volkswirtschaftlichen und politischen Problem noch ein menschliches Problem. Es verschlug mir den Atem, so wie es mir den Atem verschlug, als ich in Augsburg ins erste Lager trat. In einen Massenpferch.

Die Not heisst nicht mehr Hunger oder Krankheit — obwohl auch diese Gespenster noch umgehen — sie heisst Pferch. Ein Flüchtling kann im Durchschnitt nicht einmal über 5 m² Wohnraum verfügen, während für Strafgefangene, wie man weiss, gesetzlich 6 m² vorgeschrieben sind.

In einem solchen Saal, ob es der Raum einer Fabrik oder eines Klosters oder eines ehemaligen

Kriegsgefangenen-Barackenlagers ist, schlägt uns ein süsslich-schauriger Atem entgegen, Mischung von Menschenschweiss und Spülwasser. Rund herum haben sie aus ärmlichsten Bettgestellen, Schnüren und Lumpen ihre «Wohnungen» errichtet: es sieht nach dem Biwak von Elenden aus. Es gibt kein frisches Tuch, alles ist angelaufen, grau und gräulich, muffig. Auf einer Kiste steht der Küchenrat, man sitzt auf einem mit der Flüchtlingshabe mitgebrachten Hocker. Oben schläft eine kranke Greisin, unten liegt ein Kind bleich in den unangezogenen Kissen, und morgen steckt vielleicht einmal ein vielbeschäftigter Arzt hier seinen Kopf herein und spricht von Heilmitteln, die nicht oder nur schwer erhältlich sind.

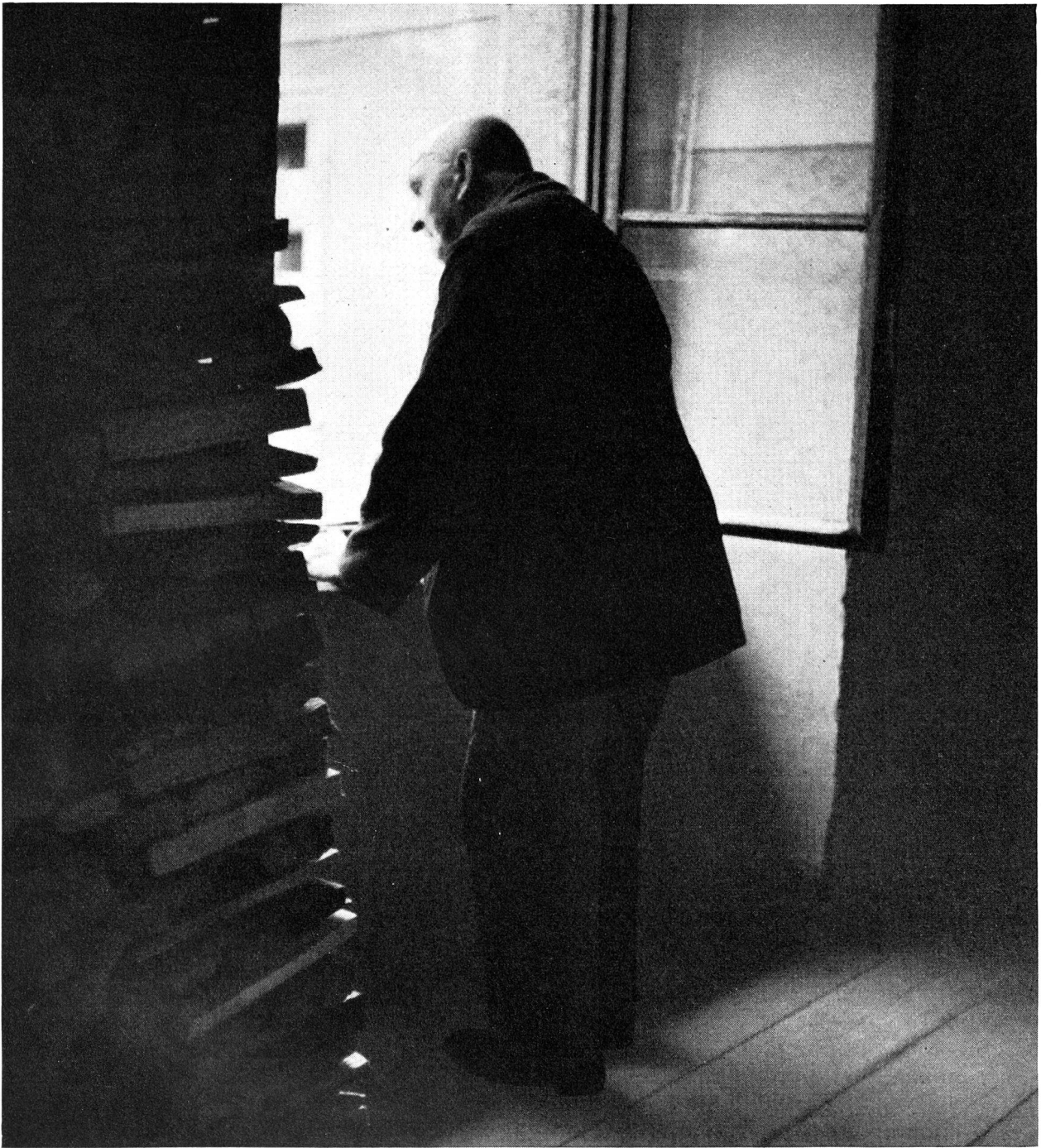
Niemand hat Hunger, man kann sich an der Ausgabestelle irgendwo im Keller sein Essen holen, für das der Staat sorgt. Es ist Butter da, es gibt gelegentlich Gemüse, es hat Konserven mit amerikanischen Aufschriften, es gibt Brot, aber man hungert nach etwas ganz anderem. Man hungert nach dem Heim. In jeder Ecke wohnt hier eine Familie, aber ihr Privatleben ist öffentlich, denn eine Schnur mit einem Lumpen reicht nicht aus, Menschen einen familiären Raum zu gewähren. Auf kleinstem Platz wird gearbeitet, gegessen, geschlafen, gelitten und wohl auch geliebt. Ich vergesse jene Frau nicht, die von ihrer einzigen und sie ausfüllenden Sehnsucht sprach: «Ach einmal wieder am Morgen sich allein kämmen zu dürfen!» Denn man darf nicht vergessen: in diesen Notstätten leben sie nun schon seit Jahren. Auf Lagern, die improvisiert scheinen, schläft man seit Jahren; in Verschlügen, die ganz den Charakter von Provisorien haben, hat man sich für lange, lange Zeit niedergelassen. Und niemand weiss, nimmt dieses morgen ein Ende, oder wird es wieder ein Jahr, oder gar jahrelang dauern.

Das ist die Brutstätte der Lethargie. Diese Männer, diese Jünglinge, diese Frauen, diese Greisinnen empfangen uns nicht mit einem revolutionären Blick. Sie prüfen uns, sie lächeln sogar, wie sie erfahren, dass wir aus der Schweiz kommen, denn nur schon dieser rasche Blick eines Fremden hat für sie die Bedeutung eines Geschenkes. Man beachtet sie. Man hat sie nicht ganz vergessen. Keiner hat uns gefragt: «Was bringt ihr? Habt ihr eine Rettungsaktion für uns vorbereitet?» Man dankte uns



Krank, erschöpft und abgerissen erreicht die Heimatvertriebene nach wochenlanger Wanderung ein Lager.

Aufnahme Pressbild AG, Bern.

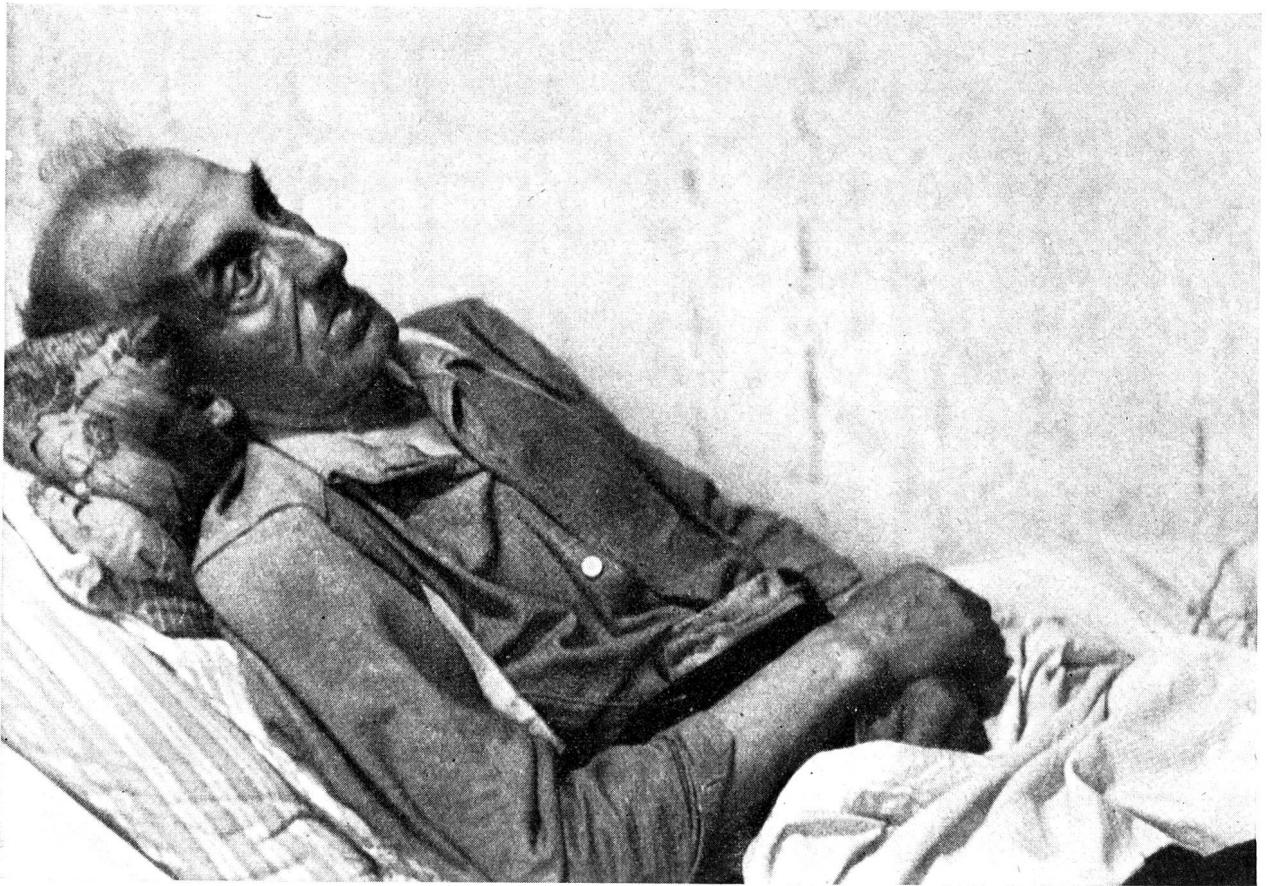


Der Alte aus Rumänien hat den Hof, die Angehörigen, die Gesundheit und die Aussicht auf einen menschenwürdigen Lebensabend verloren. Still steht er am Fenster und blickt in die Richtung seiner Heimat, aus der er verstossen ist.

Aufnahme Gotthard Schuh.



Eine Heimatvertriebene aus dem Banat mit ihrem Kind.



Fleiss, Rechtschaffenheit, Sparsamkeit eines ganzen Menschenlebens finden als Lohn Siechtum und auf einem fremden Friedhof das Totenkreuz.

Aufnahme Gotthard Schuh.

für unser Kommen, ohne nach anderem zu fragen. Eine Frau, die einst am gesellschaftlichen Leben teilgenommen hat, die später den Gatten, den Bruder, die Kinder verlor, begann zu schluchzen, als sie den Namen «Schweiz» hörte.

Aber das Erschütterndste waren die Alten und Greise. Sie wissen nichts, als dass es kein Zurück und kein Vorwärts mehr gibt, sondern lediglich ein Abwarten des Endes, das unfeierlich und banal sein wird. In einem ehemaligen Altersheim, wo jetzt alte Frauen und Männer lethargisch auf dem kleinen Geviert ihres Pferches hausen, gibt es einen Leichenraum. In ihm hat sich die glanzloseste und grässlichste Tristesse der ganzen Welt gesammelt. Es gibt Greise, die wie Versteinerungen des Elendes auf ihrem Bettschragen liegen. Die meisten sind nicht nur gebrechlich, sondern auch krank. Einen Alten sah ich, der halb erblindet war und dem Geistlichen, der zufällig an seiner Bettstatt vorüberging, den Arm ergriff, sich krampfhaft daran klammerte, als wär es ein Rettungsring. Er schluchzte, und halb röchelte er. Einige führen mit uns ein knappes Gespräch. Manchmal fällt ein Wort von ihrem Hof, von ihrer Werkstatt, die sie verlassen mussten oder von denen man sie sehr brüsk weggeholt hat. Sie sind um den Lebensabend gebracht worden, und vor allem ist ihr Glaube er-

schüttert, dass einer, der sein ganzes Leben arbeitet und schuftet und brav bleibt, seinen ruhigen Lebensabend haben darf.

Und die Kinder. Sie sind gesundheitlich und sittlich gefährdet. Es ist kein theatralisches Kinderelend da, man sieht nicht wie einst die trostlosen Bilder des Dahinserbelns. Man trifft sogar spielende Kinder, freilich in Fabrikgängen, in die keine Sonne scheint. Aber sie sind stumpf, trotzig und gegen geistige und leibliche Krankheit sehr anfällig. Sie haben keinen Glanz der Jugend, und das ganze Elend des Menschenpferchs dringt auf den feinsten Kanälen in ihre Seele ein. Jünglinge haben keine Möglichkeit, eine Lehre zu machen, sie lungern herum, und man hat das Gefühl, es bereite sich im Gemüt dieser Vergessenen nichts Erbauliches vor.

Viele Flüchtlinge sind auf dem Lande untergebracht. Diese Deutschen aus Böhmen, Schlesien und Rumänien bleiben «Fremde». Der verschlossene Waldhüter des Bayrischen Waldes etwa erblickt in den Familien, die man in seinem ohnehin schon ärmlichen Hause einquartiert hat, Eindringlinge. Fortwährend schwellt Spannung, Unfriede, Hass. Es gibt eine dumpfe Luft. Der Flüchtling weiss: es gibt kein Entrinnen, man kann nicht einfach das Haus oder den Ort wechseln.

Wie können wir Schweizer helfen? Das Flüchtlingsproblem in Deutschland, das weiss nun nachgerade jedes Kind, kann nur von internationalen Instanzen gelöst werden. Aber die Schweiz ist im Stande, einen grossen und gerade in diesem Augenblick sehr wesentlichen Beitrag zu leisten. Schon dass wir die Diskussion über dieses Problem einleiten und laut rufen: «Hier ist eine unvorstellbare Not, die bis jetzt verschwiegen wurde» wird als Erlösung empfunden. Und dann können wir das Elend

lindern helfen. Mit Kleidern, Bettzeug, Stoffen, Medikamenten, ja mit Spielzeug und Lesestoff (wie hungrig stürzt man sich auf alles Gedruckte!) kann man in diese Menschenpferche eine unendliche Linderung bringen.

Durch alle Massenlager in Baracken, Fabriken, Klöstern und Heimen weht eine merkwürdige Luft, die Luft aus Wartesälen. Millionen von Menschen warten.

Vielleicht auch auf uns und unsern Herzschlag.

BAYERN BEHERBERGT:

Bayern beherbergt:

73,4 % Einheimische	2,9 % Evakuierte
20,4 % Flüchtlinge	3,3 % Ausländer.

Frauenüberschuss 926 000. 124 Frauen auf 100 Männer.

Wie wohnen diese Menschen?

Bayern hatte im Mai 1939 für sieben Millionen Einwohner sieben Millionen Wohnräume zur Verfügung, also einen Wohnraum pro Person. Durch Kriegseinwirkung wurden 954 000 Wohnräume, also 13,5 % zerstört.

Im Mai 1949 standen für 9,4 Millionen Einwohner — Einheimische und Flüchtlinge — rund 6,2 Millionen Wohnräume zur Verfügung, das heisst ein Wohnraum für 1,5 Personen. Um auf den normalen Stand von 1939 zu kommen, werden heute 3,2 Millionen Wohnräume benötigt. Man hofft, jährlich 100 000 Wohnräume erstellen zu können, das heisst, man würde unter dieser Voraussetzung 32 Jahre benötigen, um wiederum die Wohnverhältnisse von 1939 zu erhalten.



STAATLICHE AUFWENDUNGEN ALLEIN IN BAYERN:

Für Lager: Juni 1948 bis 31. März 1949 DM 43 500 000.—; 1. April bis 31. Juli 1949 DM 17 000 000.—.

Für die *allgemeine Flüchtlingsfürsorge*: 1. Juni 1948 bis 31. März 1949 DM 109 000 000.—, Sozialrenten 3,8 Millionen (monatliche Durchschnittszahl).

Die Zahl der befürsorgten Personen im monatlichen Durchschnitt 1948: 674 935. Davon 416 561

(61,7 %) Flüchtlinge. Der Staat bezahlt an Unterstützungsgeldern als monatlichen Durchschnitt DM 19 301 314.—, davon für Flüchtlinge 11 945 570 Deutsche Mark.

Der gesamte bayerische Staatshaushalt kostet jährlich 2,6 Milliarden; davon gehen 260 Millionen, also 10 % der gesamten Staatsausgaben auf die Fürsorgetätigkeit.